



Juri Andruchowytsh MITTEN IM ROMAN-TUNNEL

– 1 –

Heute Abend werden unsere tschechischen Freunde vom Theater „Divadlo X10“ ein Stück spielen, das auf meinem Roman „Moscoviada“ beruht. Das Buch habe ich im Jahr 1992 geschrieben. Mit der Arbeit am Stück hat „Divadlo X10“ im Jahr 2022 begonnen. Zwischen diesen beiden Momenten – dem Schreiben des Romans und dem Schaffen des Theaterstücks – liegen also genau drei Jahrzehnte. Verglichen mit der Ewigkeit oder auch nur mit der Geschichte der Menschheit ist dies ein lächerlich kleiner Zeitabschnitt. Aber im Rahmen eines einzelnen Menschenlebens (meines, zum Beispiel) handelt es sich um einen ziemlich großen Spagat.

30 Jahre – das ist eine Zeitspanne, die genügt, um die Mehrheit der Romane, die zu ihrem Beginn das Licht der Welt erblickten, in Vergessenheit geraten zu lassen. Anders gesagt – sie verlieren ihre attraktive Aktualität, egal, mit welchen Inhalten wir dieses Kriterium füllen mögen. Stilistische Tendenzen, inhaltliche Diskursivität, Moden, Skandalträchtigkeit, Medientauglichkeit, politische und soziale Relevanz – diese und wahrscheinlich noch weitere Komponenten der Aktualität ändern sich ständig und lenken die Aufmerksamkeit der Leser auf Neuere.

Die „Moscoviada“ aber hatte keine Chance, vergessen zu werden. Aus diesem Satz mögen Sie den unbescheidenen Autorenstolz auf seine eigene Schöpfung und ihre Lebendigkeit heraushören. Doch bin ich hier gespalten. Als Autor kann ich mich über diese Langlebigkeit nur freuen (und tue es auch). Als Bürger (und noch dazu Bewohner) der Ukraine aber muss ich das Gesagte um ein klares „leider“ ergänzen: Leider hatte die Moscoviada keine Chance, vergessen zu werden. Ihre anhaltende, nunmehr schon 32 Jahre währende Aktualität wurde durch unseren Nachbarstaat sichergestellt, dessen imperialistisches Wesen kein anderes Ventil findet als die militärische Aggression.

Daher auch meine nicht allzu erfreuliche Überzeugung: Die „Moscoviada“ wird mindestens so lange leben, wie diese imperialistische Version Russlands existiert. Noch sehr lange also, fürchte ich. Ob eine andere Version dieses Staates überhaupt möglich ist, wäre die darauf logisch folgende Frage. Die Geschichte hat noch niemals einen Präzedenzfall hervorgebracht, der eine positive Antwort stützen würde. Die Geschichte Russlands – das ist die Geschichte mehrerer Tyranneien und sonst nichts. Ein Ende ist derzeit nicht abzusehen, was mich aber ganz und gar nicht zum begnadeten Autor eines unsterblichen Romans macht. Verdammte Aktualität – so würde ich das Wesen der „Moscoviada“ definieren, die inzwischen in 20 Sprachen übersetzt wurde. Wie gerne befände ich mich in einer Zukunft, in der dieser Roman auf natürliche Weise vergessen wäre.

* * *

Inzwischen aber – nicht von der Zukunft, sondern von der Vergangenheit. Denn es macht sicher Sinn, ein paar Details über das zu teilen, was man Geschichte des Schreibprozesses nennt. Wie und warum ist die „Moscoviada“ in mir entstanden?

Ein solcher Roman würde nicht existieren, hätte sein Autor sich damals nicht vorgeblich zum Studieren nach Moskau begeben und hätte er dort nicht insgesamt 18 Monate verbracht. Die Jahre 1989 bis 1991 waren die letzten Jahre der Sowjetunion, deren Existenz im August 1991 mit dem missglückten Putsch faktisch endete. Als hätte ich es geahnt: Ich hatte das Glück, zum Zeugen des immer rascheren Zerfalls des Systems zu werden, und mit ihm – daran wollte ich ganz fest glauben – auch des Imperiums. Weder das eine noch das andere ist endgültig zerfallen, aber das wissen wir jetzt, damals hofften wir das Beste. Jedenfalls wurde ich wirklich zum Zeugen und in gewissem Maße auch Teilnehmer eines historischen Kataklysmus. Vielmehr seines Anfangs, denn er ist ja nicht vorbei, wir befinden uns noch mitten im Geschehen. Im andauernden Sterben des Imperiums. Wie, wenn man durch einen Tunnel fährt, von dem man nur weiß, dass er auf jeden Fall irgendwann zu Ende sein wird. Was man nicht wissen kann, ist, ob auch alle am anderen Ende ankommen werden.

Ich schrieb, dass ich mich „vorgeblich zum Studieren“ nach Moskau begeben hatte. Was hieß das, warum vorgeblich? Tatsächlich war der offizielle Status eines Hörers der Höheren Literaturkurse am Literaturinstitut, den ich ab dem 1. September 1989 innehatte, ein Schleier. Ich verspürte einfach nur das unwiderstehliche Bedürfnis, für eine gewisse Zeit weg von daheim zu sein, nirgends zu arbeiten, voll und ganz über mich zu verfügen und zu schreiben. Mein neuer Status, das muss ich zugeben, befriedigte dieses komplexe Bedürfnis voll und ganz.

Nach Moskau kam ich aus meiner Heimatstadt, also aus der Ukraine, wo sich in jenem Jahr 1989 eine spürbare Welle des zivilen Widerstands gegen das System und das Imperium erhob. Diese Welle gewann mit der Zeit noch an Kraft und legte sich erst mit dem Tag, als die Ukraine zur unabhängigen Republik ausgerufen wurde. In Moskau wohnend, hielt ich die ganze Zeit den Kontakt mit daheim, lebte mit der Ukraine, ihren Nachrichten vor allem, und unter meinen ersten Moskauer Kontakten überwogen neue Bekannte aus der dortigen ukrainischen Diaspora. Meine Stimmung war oppositionell und optimistisch.

Ein interessantes Paradoxon: das damalige Moskau war das Zentrum des Imperiums mit seinen Führungsstrukturen und dem konzentrierten Gewaltapparat, gleichzeitig aber auch das Zentrum dessen, was es ins Schwanken brachte. In Moskau konnte man deutlicher als anderswo spüren, dass das System wirklich auf Grund sank.

Man spürte aber auch, dass wir alle uns einer äußerst gefährlichen Phase näherten, in



dem sich das System aus Selbsterhaltungstrieb dazu entschließen könnte, die Diktatur zu erneuern und die Proteste blutig niederzuschlagen. Der August 1991 bewies, dass es diesen Plan wirklich verfolgte. Nur dass es aber nichts wurde mit seiner Verwirklichung. Überhaupt war Moskau unheimlich interessant. Damals, als permanent auch viel unwahrscheinlichere Dinge Realität wurden, schaffte ich es für einen kurzen Moment sogar, an die Möglichkeit von etwas zu glauben, das wie das Oxymoron vom brennenden Eis klang – ich schaffte es, an ein demokratisches Russland zu glauben. Also an jenes Russland der 1990er Jahre, das man dem heutigen oft gegenüberstellt und in dem es angeblich noch Raum für politische Freiheit gab.

Aber war das wirklich so? Konnte so etwas Wirklichkeit werden? Gab es eine Chance? Es gab keine, das steht heute, dreißig Jahre später, fest. Die Alternativen waren zu offensichtlich: entweder die über Jahrhunderte geraubten Territorien zusammenhalten, oder sie freilassen. Das demokratische Russland war nur mit der zweiten Variante möglich. Das reale Russland wählte die erste.

* * *

Wenden wir uns nun endlich der Geschichte des Schreibens der „Moscoviada“ zu. Ich beginne mit ein paar Daten, von denen die ersten drei objektive historische Bedeutung haben.

- 21. August 1991 – Tag des endgültigen Scheiterns des Moskauer Putsches zur Wiederherstellung des Sowjetimperiums
- 24. August 1991 – In Kyjiw erklärte das formal noch sowjetische Parlament der Ukraine die Unabhängigkeit von Moskau.
- 1. Dezember 1991 – In einem gesamtukrainischen Referendum wurde die Wahl der Unabhängigkeit mit phantastischer Mehrheit (über 90 Prozent der Stimmen) bestätigt. Das vierte Datum bezieht sich nur auf meine eigene Biographie.
- Am 23. Januar 1992 kam ich zum ersten Mal in den Westen, und zwar nach Deutschland: Da begann meine erste Künstlerresidenz im bayrischen Städtchen Feldafing bei München. Dieser Name, Feldafing, war auch der Ursprung des für einen ukrainischen Dichter ungewöhnlichen Namens meines Protagonisten – von F, Otto von F.

Die Zeit, die mir vom Münchner Kulturreferat in der unvergesslichen Villa Waldberta geschenkt wurde, war auf drei Monate beschränkt. Ich beschloss, einen Roman zu schreiben. Mir war bewusst, dass die Zeit knapp war und ich mich beeilen musste. Aber ich schwor mir, einen fertigen Text mit nach Hause zu nehmen. Vielleicht noch nicht in der Endredaktion, aber jedenfalls vollständig.

Nach einem Thema brauchte ich nicht lange zu suchen – es hatte schon seit meiner Rückkehr aus Moskau in mir gebrütet, während der vorausgegangenen sechs Monate. Ich stürzte mich kopfüber ins Schreiben – und als ich am 23. April in Kyjiw wieder aus dem Flugzeug stieg, konnte ich einem interessierten Freund mitteilen, dass ich das Manuskript eines neuen Romans im Gepäck trug.

Ich hatte es geschafft – aber um den Preis eines zu hohen Tempos. Niemals wieder werde ich so wild, schnell und – verzeihen Sie das Wort – ekstatisch schreiben.

Dabei gab es objektive Gründe für, milde ausgedrückt, schöpferische Unruhe und dafür, sich selbst anzutreiben. Die Nachrichten aus der ehemaligen UdSSR waren mehr als besorgniserregend: irre Inflationssprünge in immer tiefere ökonomische Abgründe, Mangel an Papier, Elektrizität, Streichhölzern, Mehl und sogar Schnaps – für die Ukraine konnten sich diese schweren Zeiten zu etwas Ähnlichem wenden, wie es

das mörderische Chaos der Zeit der ersten Republik (1918-1920) gewesen war. Ehrlich gesagt suchte mich in jener idealen Bequemlichkeit der bayrischen Villa ab und zu das entsetzliche Vorgefühl des totalen Zusammenbruchs heim mit der unvermeidlichen finalen Frage: Werde ich überhaupt noch irgendwo hin zurückkehren können? Vielleicht habe ich deshalb später die „Moscoviada“ als Horrormoman bezeichnet.

Aber ich musste sie einfach schreiben – und zwar genau so, wie ich es tat. Natürlich überhöhte ich mich und meine Bedeutung, aber ich „glaubte, sobald ich den Roman fertiggestellt hätte, wären alle imperialen Gespenster vertrieben und nur noch hölzerne Schaufensterpuppen übrig, aus denen Sägespäne rieseln. Heute muss ich konstatieren: Sie sind viel standfester, lebendiger, mithin überhaupt keine Gespenster.“

* * *

Die oben zitierten Zeilen stammen aus meinem Nachwort zur deutschen Ausgabe der „Moscoviada“. Hier in Deutschland ist sie viel eher erschienen als in Tschechien, nämlich im Jahr 2006 (in Tschechien erst 2015). Die Bitte meines deutschen Verlags um ein Nachwort ist symptomatisch. Es ging jedenfalls nicht bloß um schmückendes Beiwerk. Sondern, wie ich mich erinnere, um etwas Grundlegendes: Ich sollte, denke ich, eben die Aktualität belegen – vor allem die politische. Für den deutschen Leser war die ganz und gar nicht offensichtlich. Nicht etwa, dass man über den russischen Imperialismus nur sehr ungerne und im Flüsterton gesprochen hätte – man sprach eigentlich gar nicht davon. Und darüber, dass Russland die größte Bedrohung für einen stabilen Frieden in Europa darstellt, wollte man nicht nur nicht reden, sondern auch nichts hören. Das erachtete man als Häresie und vielleicht sogar Verbrechen. Mit solchen Messages kam man in guter Gesellschaft nicht weit. Warnungen dieser Art konnten höchstens von irgendwelchen Kryptonazis oder noch im Kalten Krieg durchgeknallten Paranoikern kommen. Russische Bedrohung?! Wie absurd! Russland, das ist vor allem unser großartiger Freund im Osten Europas, unser superzuverlässiger Partner. Russland bedeutet nicht nur direkten Nutzen, nämlich Energiestabilität zur Blüte unserer Wirtschaft, sondern auch – nicht zu vergessen! – universale Kultur. Wir haben gemeinsame Werte, unsere Beziehungen gründen auf jahrhundertealter Seelenverwandtschaft. Und, auch das lässt sich nicht unter den Tisch kehren: Die historische deutsche Schuld vor Russland ist so tiefgehend, dass wir noch lange dafür büßen müssen. Russland beleidigen – das ist für einen deutschen Intellektuellen ein Akt des gesellschaftlichen Selbstmords.

Mein Nachwort sollte (so verstehe ich das heute) für alle Fälle bezeugen, dass ich nicht verrückt war. Und auf eine Gefahr hinweisen, die man irgendwie nicht sah.

„Auf Schritt und Tritt“, – so beschrieb ich im Nachwort die Situation im damals schon lange zurückliegenden Jahr 1992 – „bemerkte man Anzeichen dessen, was das russische imperiale Syndrom genannt wird und was heute, auf staatlicher Ebene, eine stürmische, wenn auch eher virtuelle Renaissance erlebt.“

Ich wiederhole: „heute“ – das war das Jahr 2006. In den 18 Jahren, die seitdem vergangen sind, ist das erwähnte Syndrom nur noch eskaliert, die sozialen Medien eroberten ein immer größeres Territorium, die massenhafte virtuelle Arbeit von einer Million Trollen „fake-te“ alles, was sie konnte, und die „bloße“ Virtualität ging über in absolut brutale Materialität – die Anhäufung neuer und neuester Fliegerbomben, Panzer, Flugzeuge, Mehrfachraketenwerfer – und wurde schließlich kanalisiert im schonungslosen totalen Krieg zur Vernichtung der Ukraine und ihres Volkes.

Mein deutsches Nachwort schrieb ich, noch bevor Russland Georgien überfiel und zerstückelte (2008), die Krim angriff und den „kleinen Krieg“ im Donbass anzettelte (2014),



in Syrien intervenierte (2015), unter anderem mit Fliegerbomben Aleppo vernichtete, wie später Mariupol, Bachmut, Awdijiwka und andere ukrainische Städte.

Gleichzeitig gab es auch schon vollendete Tatsachen: den Völkermord Russlands in Tschetschenien und eine ganze Reihe von kriegerischen Abenteuern auf dem Gebiet der ehemaligen UdSSR – in Abchasien und Adscharien, in Karabach, Dagestan, Transnistrien, in den meisten Regionen Zentralasiens.

Das war es, was mich veranlasste, nicht etwa an ein „neues Russland“ zu glauben. Das gab es nicht und konnte es nicht geben. In seinem räuberischen Wesen war es das alte geblieben. Die meisten der erwähnten kriegerischen Exzesse (außer dem sogenannten zweiten Tschetschenienkrieg) passierten, als in Russland kein Putin an der Macht war. Sie wurden nicht von seinem Regime verübt. Und nur die vorübergehende Schwächung der polizei-militärischen Maschinerie hielt den „demokratischen“ Vorgänger davon ab, im gleichen Umfang wie später das putinsche Russland Kriegsverbrechen zu begehen. Russland war damals noch gezwungen, seine Ambitionen verhältnismäßig bescheiden zu halten.

Warum hat man es damals nicht gestoppt? ...

* * *

Während ich schreibe, gibt es Neuigkeiten. Heute, am 23. Mai 2024, sind sie besonders schlimm.

Sie stammen aus Charkiw, das Russland ebenfalls in ein Aleppo verwandeln will und das es schon seit mehreren Monaten mit den verschiedensten Raketentypen und Gleitbomben attackiert (die es vorher schon in Syrien erprobt hat).

Offiziellen Angaben zufolge hat die russische Armee Charkiw (immerhin die zweitgrößte Stadt unseres Landes) allein in diesem Jahr mehr als 1.700 Mal angegriffen, 270 Mal mit Raketen. [1]

Heute also wurde in Charkiw die größte Buchdruckerei in Osteuropa zerstört – „Faktor-Druk“. Die Werkhalle ist völlig niedergebrannt, sieben Menschen sind umgekommen, fünf Frauen und zwei Männer, während sie an neuen Buchauflagen arbeiteten. „Sie waren mit der Herstellung von Kinderbüchern beschäftigt, alle starben an ihren Arbeitsplätzen“, heißt es in der Mitteilung eines Augenzeugen.

Der materielle Schaden (nur ein Teil davon) umfasst bis zu fünfzigtausend Exemplare. Fünfzigtausend neue Bücher! Die noch ungeboren ermordet wurden: Denn ein Buch beginnt erst dann wirklich zu leben, wenn der erste Leser es aufschlägt. Seit Beginn des großen Kriegs in der Ukraine ist die Nachfrage nach Büchern in ukrainischer Sprache unglaublich gestiegen, die Verlage müssen die Produktion immer wieder erhöhen – sowohl, was die Zahl der Titel, als auch, was die Auflagen angeht. Bald wird wieder das Kyjiwer „Knyzhkowyj Arsenal“ stattfinden – eine traditionelle Buchmesse mit parallel stattfindendem Literaturfestival. Vor ihrer Eröffnung gehen die ukrainischen Druckereien immer durch eine heiße Phase: Sie müssen sich so auf den Festtag vorbereiten, dass kein Verleger und kein Autor sich vernachlässigt fühlt. So arbeitete auch die größte Buchfabrik Osteuropas mit voller Kraft. Bis Russland sie mit S-300 beschoss. Offensichtlich sind für Russland die Buchdruckereien der Ukraine ein ebenso legitimes militärisches Ziel wie Flugplätze, Militärstützpunkte und Lager mit gepanzertem Gerät. Ich bin überzeugt: Das war kein Fehler, kein Fehlschuss. Russland hasst nichts so sehr, wie jegliche Erscheinung ukrainischer kultureller Identität.

Die tragische Nachricht aus Charkiw empfinde ich umso tragischer, weil ich erst vor

[1] Stand Ende Mai 2024, als ich diesen Text schrieb.

wenigen Tagen dort war. Ich habe in Charkiw Freunde und viele Leser und ich fahre immer hin, wenn man mich einlädt. Beim letzten Mal, wie übrigens auch davor – vor eineinhalb Jahren – waren in der Stadt Explosionen zu hören. Trotzdem versammelten wir uns im zauberhaften Garten des Charkiwer Literaturmuseums, ringsum spross das frische Maiengrün, ich las neue Prosa und irgendwo in der Nähe – eine Explosion. Die Moderatorin meines Auftritts, eine Charkiwer Dichterin und Journalistin, kann am Geräusch erkennen, was es war: wieder eine „Iskander“, eine S-300 oder eine Gleitbombe (FAB). Während meiner Lesung war es eine FAB. Sie explodierte im Zentralen Park. Sonntags im Mai gehen die Menschen trotzdem in den Park, sogar ziemlich viele – darum lenkte Russland seine gleitende Riesenbombe genau dorthin. Weil es dort ja viele Menschen geben könnte. Das war nicht nur eine Vermutung: Die heutigen Technologien erlauben es den Russen, sich an der Zahl von Mobiltelefonen an einem Ort zu orientieren.

Wie Russland den Krieg zur Vernichtung der Zivilbevölkerung führt, wird ein besonderes Kapitel im schwarzen Buch der Verbrechen gegen die Menschlichkeit sein. Nehmen wir zum Beispiel folgende „Kriegslist“: Russland schlägt oft zweimal zu. Ein zweites Mal am selben Ort, 20 Minuten nach dem ersten Schlag. Warum? Weil dann am Ort des Einschlags schon die Rettungsdienste und Notfallsanitäter eingetroffen sind. Der zweite Schlag gilt ihnen.

* * *

„Wie konntest du das nur vorhersehen?“, fragen mich ab und zu aufmerksame Leser der „Moscoviada“ und denken dabei vor allem an eine der Schlusszenen. Die, in der ein konspirativer Stratege in schwarzer Strumpfmütze seine Rede hält.

Aber ich habe nichts vorhergesehen. Nicht *vorhergesehen* habe ich, sondern *gesehen*. Alles ringsum sprach für sich.

Das Moskauer Gorki-Literaturinstitut, wie auch meine erwähnten Kurse dort, waren (und sind vielleicht bis heute) ein ziemlich typisches Umfeld, ein Substrat, in dem immer wieder die Mikroorganismen gewisser schrecklicher Ideen geboren wurden, die später alle Aussicht hatten, zum Mainstream des russischen gesellschaftlichen Denkens zu werden – und wirklich dazu wurden. Gegründet Anfang der 1930er-Jahre zur Befriedigung der immer ausufernden „geisteswissenschaftlichen“ Ambitionen Stalins, folgte diese Kadenschmiede, und vor allem ihre politische Ausrichtung, während der ganzen Sowjetjahre den Windungen der generellen Parteilinie.

Es kam vor, dass das Litinstitut in seinen Mauern die böse Energie der unterschiedlichsten Häretiker akkumulierte – häufig die von Impero-Nationalisten. Es gewährte einigen Dissidenten Asyl, die das Regime aber meist schon gebrochen und auf die eine oder andere Weise vergiftet hatte. Von einer „Insel der Freiheit“, als das es in den unfreien Zeiten teils sogar verdienstvollerweise galt, degradierte das Litinstitut in viel freieren Zeiten fast unmerklich zur „Zitadelle der Reaktion“. Lassen Sie mich hinzufügen, dass beide Begriffe – „Insel der Freiheit“ wie auch „Zitadelle der Reaktion“ – auf russische Art relativ zu verstehen sind, weil sie sich nicht widersprechen, sondern ergänzen und in der „ukrainischen Frage“ praktisch in nichts unterscheiden.

Und hier haben Sie so eine Figur, wie sie mir das Schicksal in jenen Mauern zuspinnete – um sich eines Klischees der großen realistischen Literatur zu bedienen, ein typischer Vertreter.

* * *

Der „Oberstabsfeldwebel einer Fallschirmjägerkompagnie“ Baljuk Walerij Georgijewitsch (BWG) war eine komplexe Erscheinung. Wobei er, als ich ihn kennenlernte, schon lange kein Oberstabsfeldwebel mehr war, sondern wie ich – Hörer der Höheren Literaturkurse (Poesieseminar). Das bedeutete, dass BWG wirklich Gedichte schrieb und jemand diese Gedichte – was verwundern muss – nicht nur druckte, sondern vielleicht auch las. Die Fallschirm- und Jägerkompagnie war in ferner Armeevergangenheit zurückgeblieben und bedeutungslos geworden. Jedenfalls vorerst.

Außer mit Dichtkunst beschäftigte sich BWG mit Saufen, Komasaufen, volle Kanne. Wenn er in eine seiner Komasaufphasen verfiel, wurde er weder tags, noch nachts mehr nüchtern. Das dauerte eineinhalb bis zwei Wochen, in denen er völlig von der Bildfläche verschwand. Und wenn er sich doch einmal im endlos langen Wohnheimkorridor zeigte, dann höchstens, wie es damals hieß, „in einem Zustand, der die Würde des Menschen zutiefst verletzt“. Dass er einmal wieder quälend und langsam ausnüchterte, erfuhren wir, wenn wir BWG im gemeinsamen Waschraum trafen, wo er, von Katerschweiß überströmt, sein eigenes scheußliches Antlitz im gesprungenen Spiegel mit unflätigen Schimpfworten bedachte und eines seiner Fallschirmjägertrikots einer großen Waschung unterzog. Er traktierte es derartig, dass es schien, er wolle es in Stücke reißen. Er hatte zwei solcher Trikots und trug sie abwechselnd.

Er war ein Dichter aus Sachalin. Das betone ich nicht, weil es auf der Insel Sachalin etwa keine guten Dichter geben könnte. Kann es. Aber BWG war keiner davon.

Mich fand BWG eher sympathisch – vor allem wegen irgendwelcher Verwandter, die er in der Zentralukraine hatte. Vielleicht spürte er ab und zu gewisse Gefühle für die „kleineren Brüder und Schwestern“.

Mit seiner nationalen Identität hatte BWG meiner Meinung nach Probleme, er hielt sich gar nicht für einen „Russen“, sondern für etwas Größeres und Tieferes – er sagte: „Ich bin Slawe“.

Über Politik schwafelte oder stritt er niemals und mit niemandem, obwohl die Perestroika ihren Höhepunkt erreicht hatte und alle immer und überall am Politisieren waren.

Aber einmal, auf dem Weg aus einer seiner Saufphasen, als BWG durch die gesamte Breite des Wohnheimkorridors schwankte, fiel er mich an und blies mir seinen in eineinhalb Wochen angestauten Alkoholikermief direkt ins Gesicht: „...Und wenn deine Ukraine es sich einfallen lässt, sich von meinem Russland loszulösen, dann nehme ich, Oberstabsfeldwebel der Fallschirmjäger Baljuk Walerij Georgijewitsch, mein Maschinengewehr und bring euch alle um!“

Worauf ich ihm riet, erst einmal auszünüchtern und danach sorgfältig sein Trikot zu waschen, um wieder (wenn auch nicht für lange) ein Mensch zu werden.

Er hörte nicht auf mich. Ich glaube, in gewissem Sinne ist er bis heute nicht ausgenüchtert. Ich weiß nicht, ob BWG überhaupt noch unter den Lebenden weilt. Wenn ja, dann ist er Ende sechzig. Und selbst, wenn er wie durch ein Wunder den Rest seiner Innereien noch nicht versoffen haben sollte, so wäre er wohl kaum in der Lage, uns alle umzubringen. Wenn er irgendwo ungebeten eingedrungen ist, dann höchstens in meine Erinnerungen, wie sie die aktuellen Ereignisse hervorgerufen haben.

Uns umzubringen kam ein anderer Baljuk – der kollektive. Baljuk als typischer Vertreter des russischen Volkes. Solche Baljuks gibt es in Russland, glaubt man den Umfragen, mehr als 70 Prozent, und diese ziemlich beeindruckende Zahl trendet weiter: sie wächst. Baljuk ist also keine Randerscheinung, kein Extrem, nicht exotisch und wild, sondern der eigentliche, durchschnittliche Mainstream-Russe.

Baljuk bleibt unveränderlich – und das lässt keine Chance der (wenn auch nicht in der Ukraine) populären These vom schlechten Putin und dem guten Volk, das dieser Verbrecher einfach so zur Geisel genommen hat. Die armen Opfer des Regimes! Wer, wenn nicht die Russen, leidet denn in diesem brudermörderischen Krieg am meisten? Diese gefangenen jungen Soldätchen mit den verängstigten Augen, auf die eine von Mitleid erfüllte Nobelpreisträgerin so überzeugend hinwies, sind die denn etwa schuld? Das ist doch alles Putin, der böse-böse-böse Putin!

Aber was konnte denn damals, im Herbst 1989, mein aufgewühlter Kommilitone aus Sachalin von irgendeinem Putin wissen? War es denn Putin, der aus ihm sein „Ich werd' euch alle umbringen“ sprach? Während er irgendwo in Dresden hockte, in irgendeinem zutiefst konspirativen Scheißloch ausharrte, drang er aus der Distanz in den guten BWG ein und begann aus ihm, aus seinem geheimen und verborgen gehaltenen poetischen Wesen heraus zu drohen? ...

Nein, das glaube ich nicht.

Tatsächlich ist er es, Baljuk, Walerij Georgijewitsch, der für den künftigen, ihm damals noch nicht bekannten Putin das politische Programm schuf. Putin führt es nur aus. Sein Volk hat bestellt – und er führt aus. Man hat ihn erwartet und gewollt, gewählt und wiedergewählt. Erst vor kurzem wieder wiedergewählt. Und wird ihn ewig wählen. Es gibt in Russland eine dauernde und unveränderliche Nachfrage nach ihm, denn er ist ein eifriger, hingebungsvoller, ja sogar erbitterter und – was besonders geschätzt wird – besessener Exekutor.

Putin, das ist das Fleisch gewordene Streben des kollektiven Baljuk. Und gleichzeitig sein tödliches (und selbstmörderisches) Werkzeug, Massen von Mordrobotern, die absolute Krönung der großen fauligen Kultur, ihre letzte verdorbene Frucht.

– 8 –

* * *

Wenn der russische Krieg gegen uns nicht nicht sein konnte (und ich glaube, dass das so ist), dann ist die Frage nach seinem Sinn unausweichlich. Denn wenn etwas sein musste, also aus einer gewissen Unausweichlichkeit erwachsen ist, dann sollte man dahinter auch einen Sinn erkennen können. Worin besteht der?

Die verbreitetste Version des sogenannten russischen Narrativs in den westlichen Gesellschaften, wiedergegeben von unzähligen „nützlichen Idioten“, die relativ oft gar keine Idioten sind, sondern sich ihres Auftrags durchaus bewusste Einflussagenten, lautet ungefähr so. „Der Krieg in der Ukraine“ ist ein lokaler bewaffneter Konflikt um die südlichen und östlichen ukrainischen Gebiete, von denen Russland einen Teil schon erobert hat. Um eine Feuerpause zu erreichen, und dadurch Menschenleben „auf beiden Seiten“ zu retten, sollte die Ukraine diese „neue Realität“ anerkennen und zu einer Verhandlungslösung bereit sein. Russland lässt sich sowieso nicht besiegen. Sein riesiges Atomwaffenarsenal ist das endgültige Argument. Man muss jedes Zugeständnis machen – Hauptsache, Russland bedient sich dieser Atomwaffen nicht. Es lohnt sich, die Ukraine zu opfern, damit Russland seine „Bömbchen“ nicht wirft. Soll es ruhig machen, was es will, nur nicht diese allerschlimmste Waffe einsetzen. Den Akt der Opferbringung umzusetzen, ist total einfach: Der Westen beendet die Lieferung von Kriegsmaterial an die Ukraine ebenso wie deren finanzielle Unterstützung. Dann muss die Ukraine zur Besinnung kommen, ihre egoistischen Ansprüche aufgeben und zu russischen Bedingungen kapitulieren. Was ist schon die Ukraine mit ihrem Territorium, wenn es für die Menschheit um Überleben oder Untergang geht?

Tatsächlich aber sind die Gebiete im ukrainischen Süden und Osten, wo schon das dritte, mancherorts das elfte Jahr Kämpfe toben, ebenso wie die Gebiete, die Russland schon erobert hat, nur das Minimum des russischen Minimalprogramms. Der Anfang vom Anfang. Denn das Minimalprogramm selbst, das ist die völlige Liquidierung der unabhängigen Ukraine als Staat und der Ukrainer als Nation – bestenfalls auf dem Weg der Umwandlung unseres Landes in ein Marionettengebilde von der Art Belarus', nur viel größer und reicher an Ressourcen.

Nochmals: Dieses russische Programm, von dem man hier nicht wirklich etwas hören will, während man in den Märchen über „umstrittene Territorien“ Beruhigung sucht, dies also ist nur das Minimalprogramm. Die Herrschaft über die Ukraine ist für Russland lediglich der Anfang. Danach kommt eine ganze Kaskade von Perspektiven, wie der Held der *Moscoviada*, Otto von F., es ausdrückte.

Nachdem es die Ukraine genommen hat, kann Russland zum Hautprogramm übergehen: die osteuropäischen Länder allmählich in Stücke zu beißen, worauf als westliche Reaktion eine verlängerte Untätigkeit folgen wird, eine fortgesetzte Demonstration von Unentschlossenheit und Unfähigkeit, verstärkt durch die Beschwörungen der „nützlichen Pazifisten“, man dürfe den Konflikt „nicht eskalieren“ lassen. Infolge dessen könnte die durch die Angst vor einem nuklearen Konflikt und ihre unendlichen internen Diskussionen noch stärker als jetzt gelähmte NATO zerfallen. Was die entscheidende Voraussetzung schafft, um das russische (und wohl auch chinesische) Maximalprogramm umzusetzen: eine grundlegende Änderung der Weltordnung, Rückkehr zum Gesetz des Urwalds, Untergang der Demokratien (als Staaten) und der Demokratie als System. Schließlich – die Neue Ordnung (oder wie man sie nennen wird). Der Triumph der Diktaturen und Tyranneien.

– 9 –

Um es mit meiner Figur – Schwarzstrumpf – zu sagen: „Indem wir alle Länder und alle Völker sammeln, sie zu einem Ganzen zusammenschließen, erfüllen wir den Willen unserer Vorväter! Denn angesichts dessen, was heute mit ihrem Erbe passiert, drehen die sich um in ihren einsamen Mausoleen. Mit den Augen der Jahrtausende blickt die kosmische Mission unseres Staates auf uns herab. Die entscheidenden Karten im großen Spiel halten wir in unseren Händen: Telefone, Posten, Agenten, Computer (heute würde ich die Sozialen Medien hinzufügen) und vor allem Millionen, Milliarden Menschen, die davon träumen, Sklaven zu sein, die Sklaven sein wollen, die für ihre eigene selige Sklaverei auf die Straßen und Plätze ziehen, denn für die einfachen, kleinen Leute gibt es keine größere Ehre und keinen erhabeneren Traum, als der hörige, sich aufopfernde, stolze und erniedrigte Sklave eines großen, übermächtigen, pyramidalen, himmlischen Imperiums zu sein, das sich unaufhaltsam immer weiter nach Westen ausdehnt, Grundstücke und Häuser ruiniert, Busse und Telefonzellen, diesen ganzen sündhaft ausschweifenden Wohlstand des anarchischen Einzelmenschen – im Namen unserer goldglänzenden Mumien!...“

Natürlich wird der Sieg Russlands zur globalen Katastrophe.

Aber noch allgemeiner ausgedrückt wird es ein schändliches und schreckliches Gleichnis darüber sein, wie das Böse, das objektiv keine Chance auf Sieg hatte, diesen nur deshalb errang, weil es dem Guten an Mut mangelte, sich zu rüsten.

Leider ist das durchaus realistisch.

Denn wissen Sie was? Meiner Beobachtung nach ist noch nie eine Utopie Wirklichkeit geworden. Jede einzelne Dystopie hingegen schon.

* * *

Sind wir dafür verantwortlich?

Wer sonst sollte verantwortlich sein, wenn nicht wir – Sie und ich?

Und daher die nächste Frage. Ist es möglich, das gegenwärtige Entstehen – hier und jetzt, vor unseren Augen – einer neuen Dystopie zu verhindern, diesmal einer globalen? Wie kann ich Worte finden, die die Angst des Westens verjagen? Diese paralyisierende allumfassende Angst der westlichen Gesellschaft, die sich demokratisch und frei nennt. Aber wie kann sich jemand frei nennen, den die Angst überwältigt hat? Der sich selbst ins Gefängnis seiner Ohnmacht trieb?

Ich bin überzeugt: Dieser russische Aggressionskrieg dauert deshalb schon so lange (stellen Sie sich vor – schon 870 Tage!), weil die westliche demokratische Welt demonstrativ Angst hat. Schlimmer noch – weil sie für den Aggressor so offensichtlich Angst hat, wodurch der sich zu weiteren Einschüchterungen des Westens und weiterer Vernichtung der Ukraine ermutigt fühlt.

Die Natur des russischen Regimes ist ebenfalls offensichtlich: Es blufft immer. Hypertrophe Vorsicht und chronische Unentschlossenheit, das ist genau das, was es von der früher einmal freien Welt braucht.

Es gibt ein paar einfache Dinge, derer man sich erinnern sollte.

Wenn Sie keine Eskalation wollen, dann hören Sie auf, sie zu fürchten.

Wenn Sie Angst haben, denjenigen zu „provozieren“, der nichts anderes macht, als Sie zu provozieren, dann ermutigen Sie ihn zum Weitermachen.

Wenn es Ihnen nur darum geht, das Risiko zu vermeiden, dann gehen Sie voll ins Risiko, denn Sie demonstrieren Schwäche. Und das ist, wenn man es mit Russland zu tun hat, kategorisch verboten. Russland wird nie einen Starken schlagen. Einen Schwachen zu schlagen versäumt es jedoch nie.

Je mehr Sie es fürchten, desto größer wird sein Trieb, Sie anzugreifen. Und desto größer werden leider auch seine Erfolgschancen.

Wenn Sie bereit sind, die Ukraine zu opfern, damit es bloß keinen „Weltkrieg“ gibt, dann kommt der Weltkrieg zwangsläufig zu Ihnen.

Sprechen Sie darüber mit Ihren Regierungsvertretern, Politikern, mit all Ihren Pragmatikern, mit Ihrem „kollektiven Olaf Scholz“: Dieser andauernden, dieser anachronistisch unzivilisierten Aggression kann man schneller, rationaler, pragmatischer und schließlich humaner ein Ende setzen. Es sind Zeiten angebrochen, wo Mut nicht waghalsig, sondern überaus weise ist und Rettung bedeutet.

* * *

Zum Abschluss – vom Anfang. Also von der ersten Seite des Romans.

Die „Moscoviada“ beginnt aus einem Epigraph. Es handelt sich um die letzten beiden Zeilen eines legendären Poems, das im Jahr 1975 – nein, nicht das Licht der Welt erblickte, sondern nur geschaffen wurde. Seitdem lag es in der Schreibtischschublade, und nur die aller-allernächsten (von denen es im Leben des Dichters immer weniger gab), also nur vereinzelte Freunde kannten es, von dem es nur wenige, mit der Schreibmaschine getippte Exemplare gab.

Der Autor des Poems, Hryhorij Tschubai, war ein wundervoller, aber von der Zensur nicht zum Leser vorgelassener Dichter. Er lebte 33 Jahre und starb 1982 in einem Lemberger Krankenhaus. Da blieben noch sieben oder acht Jahre, in denen die Zensur langsam nachließ.

Das Poem heißt „Reden, schweigen, wieder reden“. Einer seiner aufmerksamsten späteren Leser, ebenfalls Dichter, merkt an, dass es darin um „öffentliches Sterben vor aller Augen“ geht, „aber kein Zeuge will es wahrhaben, es ist eine Art Abrechnung mit der Welt und sich selbst“. Das Poem ist das letzte vollendete Werk von Tschubai, geschrieben in einem Zwischenraum: nach einem langen und vor einem noch längeren poetischen Schweigen. Die beiden letzten Zeilen des Poems, die ich als Epigraph gewählt habe, hat der Autor mit einer Leerzeile abgetrennt. Was nicht verwundert: Sie widersprechen deutlich dem gesamten vorhergehenden Text und dämpfen die Dominante der Verdammnis. In ihnen – das empfinde ich bis heute so – konzentriert sich die ganze Hoffnung, zu der Tschubai in jenen, seinen schlimmsten Zeiten noch fähig war.

Er, Held der illegalen Lemberger Szene Ende der 1960er, Star des Underground und des modernen Samvydav, wird seit 1972 Opfer einer hinterhältigen manipulativen „Spezialoperation“ der KGBisten und ist zur Selbstisolation gezwungen. Einige Jahre lang bleibt er unfähig zu schreiben. Sein letztes Poem entstand aus einer tiefen inneren Krise und konnte nur wie ein apokalyptisches Testament erscheinen.

Umso wertvoller sind die beiden Schlusszeilen, wo der Dichter im Namen einer potentiellen Beute spricht, auf die „sie“ Jagd machen. Aus dem vorangegangenen Text ergibt sich, dass es sich bei „ihnen“ um „Fotografen in maskierenden Kitteln“ und „erfahrene Psychiater“ handelt. Eine Spiegelung der Welle sowjetischer Repression gegen die neue ukrainische Kultur, darunter auch gegen den Dichter selbst. Die Psychiater sind mehr als nur eine Anspielung auf die sowjetische Strafpsychiatrie, aufgrund derer viele Dissidenten in die Zwangsbehandlung abgeschoben wurden, wo das System versuchte, sie mit psychotropen Mitteln und Gefängnisregime zu brechen.

In den beiden Abschlusszeilen seines letzten Poems formuliert Hryhorij Tschubai ein Testament der Standhaftigkeit:

auf dass sie auch diesmal
bei uns keine Beute machen

Sie werden keine Beute machen, wenn wir uns nicht zur Beute machen lassen.

Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr

